

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 201.

Posen, den 2. September 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Mayell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
20. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Er traf Mary beim Untersuchungsrichter wieder, und begegnete ihr dann eines Tages danach. Sie wollte nach Bath gehen, wo sie irgend welche entfernte Verwandte besaß, und sie sollten sich nun Lebewohl sagen.

Es war ein trauriges Zusammentreffen — weniger traurig für Timothy als für das Mädchen, denn er plante bereits, in die Stadt zu ziehen, in der sie ihre Zelte aufschlagen wollte. Diese frohe Aussicht verjank jedoch in Nichts, als sie erklärte, daß ihr Aufenthalt in Bath nur ein vorübergehender Notbehelf sei.

„Frau Kenfrew hat mir gedrahtet, daß ich kommen solle — und ich kann schließlich für ein paar Monate ebenso gut dort bleiben wie wo anders. Ich glaube nicht, daß es für mich gut ist, noch länger hier zu sein. Ich brauche Abwechslung, andere Luft und andere Umgebung. Timothy, ich fühle, daß ich über Sir Johns Tod nie hinwegkommen werde.“

„Nie ist eine lange Zeit, meine Liebe,“ begütigte Timothy sanft, und das Mädchen fühlte die zärtliche Milde seiner Stimme.

Indessen, sie wollte ihm noch einen Vorschlag machen und wußte nicht, wie sie ihn in Worte kleiden sollte.

„Ar — arbeiten Sie jetzt?“ fragte sie.

Timothys strahlendes Lächeln antwortete ihr, daß er dies nicht tat.

„Ich weiß selber noch nicht genau, was ich tun werde. Wenn Sie für immer nach Bath gehen würden, so würde auch ich nach Bath gehen. Vielleicht könnte ich eine Drogerie anfangen, oder einen Laden kaufen, oder für jemanden Botengänge machen. Ich bin der gefälligste Arbeiter, den es gibt.“

„Also —“ begann sie, stockte aber gleich wieder.

„Also?“ wiederholte er.

„Ich habe die Idee gehabt, daß Sie vielleicht gern der Sache weiter nachgehen und unabhängige Nachforschungen anstellen würden — unabhängig von der Polizei meine ich — so daß Sie etwas ausfindig machen könnten über den Mann, der Sir John getötet hat, und ihn der Gerechtigkeit überliefern. Ich glaube, daß Sie klug genug dazu sind,“ fuhr sie hastig fort, „und es würde eine Arbeit nach Ihrem Herzen sein.“

Er blickte sie ruhig an.

„Ganz richtig, Mary, aber das bedeutet eine riesige Gelbtausgabe. Welche misleitete Person würde mich wohl, Ihrer Meinung nach, mit diesem Auftrag betrauen?“

„Nun, ich dachte —“ sie zögerte und fuhr dann ein wenig unzusammenhängend fort: „Sehen Sie, ich habe das Geld, mein eigenes Geld meine ich, hauptsächlich durch Sie zurückerhalten. Ich fühle, daß ich meinem armen Onkel gegenüber eine Pflicht zu erfüllen habe, und ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie alles tun werden, was in Ihren Kräften steht. Ich könnte es auf-

bringen, Timothy —“ sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihn fast flehend an, — wirklich, ich kann es mir leisten. Ich habe mehr Geld, als ich jemals ausgeben werde.“

Er streichelte sanft ihre Hand.

„Mary, das wäre zwar eine Aufgabe, die mir liegen würde — aber mit jedem anderen Gelde, nur nicht mit Ihrem — ich würde im Handumdrehen außer Landes sein und mich in den teuersten Städten der Welt nach Herrn Cartwright umsehen. Aber, meine Liebe, ich kann Ihren Auftrag nicht annehmen, denn ich weiß sehr wohl, was ihm zugrunde liegt. Sie glauben, ich bin ein ruheloser und ziemlich unanstelliger Bursche, und Sie wollen mir eine sorglose Zeit verschaffen — mit Ihrem Geld!“

Er hielt inne und schüttelte den Kopf.

„Nein, meine Liebe, ich danke Ihnen, aber — es geht nicht!“

Sie war enttäuscht und fast ein wenig verletzt.

„Würden zweihundert Pfund —?“ fing sie schüchtern wieder an.

„Nicht Ihre zweihundert. Ihr Anwalt sollte ein bißchen besser auf Ihr Geld aufpassen, Mary. Er sollte Ihnen nicht erlauben, jungen Leute so verführerische Angebote zu machen,“ er lächelte jetzt. „Werden Sie auch ins Ausland gehen?“

„Vielleicht — später einmal. Sir John wollte immer, daß ich es täte — und ich habe das Gefühl, als müßte ich ihm noch jetzt seinen Willen tun!“

„Wahrscheinlich werde ich zu gleicher Zeit wie Sie hinüberfahren. Ich wollte mein Glück ein Weischen in Paris versuchen — man kann viel Geld machen in Paris.“

„In kurzer Zeit?“ Sie lächelte.

„In einer Minute,“ sagte Timothy grimmig, „nämlich wenn das Pferd und der Kofen ebenso denken, wie ich. Ich kenne einen Burschen, der läßt ziemlich viel Pferde laufen in Frankreich. Eines seiner Pferde heißt Flirt —“

Sie streckte ihm noch einmal die Hand hin.

„Timothy, Sie sind unerbesserlich!“

Ein ganzes Jahr lang sah sie ihn nicht wieder. Erst als sie, nachdem sie einen Winter in Madeira verbracht hatte, ihren Fuß auf die Landplanke des Schiffes „Tigilanes“ setzte, begegnete sie ihm.

XVI.

Timothy saß auf einem umgekehrten Koffer, hatte die Ellenbogen auf die Kelling der „Tigilanes“ gestützt und sein sinnendes Auge überflog die Uferansicht von Liverpool.

Es war die letzte Stunde der Fahrt, und Timothy, der Funchal mit vierhundert Pfund in der Brieftasche verlassen hatte, besaß noch genau drei ehrliche Schillinge und ein Fünf-Milreis-Stück zweifelhaften Charakters.

Ein Mann kam das Deck entlang geschlendert und setzte sich an seine Seite.

„Na, die haben Sie gestern nacht richtig ausgezogen, was?“ fragte er mitfühlend.

„Wie? Oh ja, ich glaube schon. Dieser Rothhaarige hatte das meiste Glück und immer alle Karten in der Hand.“

Timothy hatte ein hurtiges, glückliches Lächeln, das

kleine, müde Falten unter seine Augen zog. Er sah nicht nur gut aus und jung, er war auch interessant.

Der Mann an seiner Seite nahm die Zigarre aus dem Mund und betrachtete sie, ehe er sprach.

„Sie wußten doch, daß es Gauner sind — sie grasen regelmäßig diese Küstenlinie ab.“

„Was?“ Timothy sah erschreckt und geärgert auf.

„Was Sie nicht sagen! Gauner! Dieser kleine, rot-haarige Bursche, der es die ganze Zeit über versucht hat, mit mir einen Streit anzufangen, und der große, nett aussehende Engländer?“

Sein Begleiter nickte.

„Erinnern Sie sich nicht, der Kapitän warnte uns davor, Karten zu spielen —“

„Ach, das tun sie immer, um gesichert zu sein,“ sagte Timothy, er fühlte sich offenbar sehr ungemütlich. „Wenn ich freilich gewußt hätte, daß es Gauner sind —“

„Gewußt! Gott im Himmel! Das kann Ihnen doch jeder sagen. Fragen Sie den Zahlmeister. Na, Sie sind nun mal betrogen und können nichts mehr machen. Das beste ist, zu lachen und Ihrer Verlust zu tragen. Die Erfahrung macht klüger.“

Timothy befühlte die drei ehrlichen Schillinge in seiner Tasche und piff niedergeschlagen vor sich hin.

„Wenn ich sicher wäre —“

Er wandte sich brüst ab und rannte die Kajütentreppe in das kleine Bureau des Zahlmeisters hinunter, das sich unterhalb der Treppe befand.

„Herr Macleod, ich möchte Sie mal sprechen.“

„Jawohl, Herr,“ alle Zahlmeister sind ein wenig argwöhnisch — „stimmt in Ihrer Rechnung etwas nicht?“

„O doch, alles in Ordnung. Kann ich hinein-kommen?“

Der Zahlmeister öffnete die kleine Tür und ließ ihn in das Heiligthum hinein.

„Es sind da zwei Burschen an Bord dieses Dampfers — ein rothaariger Namens Chelwyn und ein verkleideter Prinz, Namens Brown — was wissen Sie von denen?“

Der Zahlmeister machte eine verbindliche Miene. Sie sollte das Fehlen jeglichen Interesses an den beiden genannten Personen verdeutlichen.

„Ich werde mich klarer ausdrücken,“ fuhr der geduldige Timothy fort. „Sind es Gauner?“

„Sie spielen Karten,“ bog der Zahlmeister diplomatisch aus. Er wollte in dieser ersten Stunde Skandale, Auseinandersetzungen und andere derartige Vorkommnisse vermeiden, die er im Geiste mit der Gegenüberstellung der Schläuen und der Betrogenen verband. Solche Ereignisse brachten die Linie in Mißkredit und warfen indirekt auch ihr Licht auf die Beamten des Schiffes. Außerdem sollte das Schiff gleich den Hafen anlaufen, und, wie alle Zahlmeister, steckte er bis zur Nasenspitze in Arbeit und war ängstlich darauf bedacht, sie in möglichst kurzer Zeit zu erledigen, damit er den nächsten Zug nach Lytham nehmen konnte, wo seine Familie in einem kleinen Hause wohnte.

„Es tut mir leid, Herr Anderson, wenn Sie betrogen worden sind, aber der Kapitän hat bei der Abfahrt aus Kapstadt und aus Madeira — dort kamen Sie doch an Bord, nicht? — extra gewarnt, und außerdem sind im Salon und im Rauchzimmer Plakate angeschlagen. Haben Sie viel verloren?“

Er blickte die große, athletische Gestalt mit den müden, lächelnden Augen mit einem gewissen Wohlgefallen an.

„Ich habe im Kasino zu Funchal 500 Pfd. Sterling eingenommen,“ sagte Timothy, „und ich rechne, daß ich ungefähr 100 Pfund Sterling auf normale Weise ausgegeben habe.“

„Und der Rest ist weg? Ja, Herr Anderson, es tut mir leid, aber ich kann nichts machen. Das beste ist, es unter „Erfahrung“ zu buchen.“

„Ich will es Ihnen nicht nachtragen, daß Sie meine Verluste philosophisch betrachten. Würden Sie so gut sein, mir die Nummer von Herrn Chelwyns Kabine zu geben?“

„Zweihundertsiebenundvierzig. Wenn ich Sie wäre, Herr Anderson, ich würde die Sache fallen lassen.“

„Das weiß ich, daß Sie es tun würden, alter Freund,“ Timothy schüttelte ihm herzlich die Hand, „und wenn ich Sie wäre, würde ich es auch fallen lassen. Da ich aber ich bin — zweihundertsiebenundvierzig sagten Sie, nicht wahr?“

„Hoffentlich machen Sie uns keine Unannehmlichkeiten, Herr Anderson,“ der Zahlmeister war beunruhigt. „Wir haben unser Bestes getan, um Ihnen die Reise so angenehm wie möglich zu machen.“

„Und ich habe mein Bestes getan, um mein Billett zu bezahlen — wir sind also quitt.“ Damit verließ Timothy das Bureau, wich dem Steward aus, der das Gepäck auf Deck trug und ging geschwind den teppich-belegten Gang hinunter, bis er eine kleine Tafel fand, die die Zahl „247“ trug. Er klopfte an die Kabinentür. Eine mürrische Stimme rief „Herein!“

Chelwyn, der Rothaarige, war in Hemdsärmeln und gerade damit beschäftigt, seinen Kragen umzubinden. Brown saß auf dem Rande seiner Britsche und rauchte eine Zigarette. Chelwyn, der Timothy im Spiegel erblickte, als er hereinkam, erkannte ihn zuerst.

„Hallo, Herr Anderson, was wünschen Sie denn?“ fragte er höflich. „Dumm, daß Sie solches Pech gehabt haben — was zum Henker machen Sie denn da?“

Timothy hatte die Tür geschlossen und den Riegel vorgehoben.

„Ja, ich wünsche etwas. Ich wünsche vierhundert Pfund.“

„Sie wünschen —“

„Hören Sie zu. Ich dachte, daß Ihr Burschen ehrlich spielen würdet, sonst hätte ich mich mit euch nicht eingelassen. Ich bin immer gewillt, einer Chance zu trauen, denn das ist mein Lebensmotto, liebe Leute; aber man kann einer Chance doch nicht trauen, wenn man mit Gaunern spielt.“

„Passen Sie auf!“ Der rothaarige Mann ging auf ihn zu und betonte seine Worte, indem er den Zeigefinger gegen Timothys Brust richtete, „dieser Unsinn macht mir gar keinen Spaß. Wenn Sie Geld verlieren, so verlieren Sie es wie ein Sportsmann und Gentleman, und greinen Sie nicht.“

Timothy grinste.

„Jungens, ich muß die vierhundert Pfund von euch kriegen, macht ein bißchen fix!“

Der teuflische Herr Brown, der die Szene mit gelangweilten Blicken beobachtete und seinen hängenden Schnurrbart zwirbelte, mischte sich sanft in die Unterhaltung.

„Ich bin sehr übertascht, ich bin sogar betroffen, Herr Anderson, daß Sie eine derartige Haltung einnehmen. Sie haben Ihr Geld bei redlichem Spiel verloren —“

„Das ist ja gerade der Schwindel,“ Timothy war ganz freundlich. „Ich werde euch was erzählen. Wir sind in der Nähe der Küste. Jrgendwo hinter den Lagerhäusern ist sicher eine Polizeiwache und ein gutbezahlter Obrigkeitsbeamter. Sie werden alle Aussicht haben, bei dieser achtungsgebietenden Behörde als Ankläger aufzutreten, denn ich werde Sie verprügeln — zuerst Sie,“ er deutete auf den rothaarigen Chelwyn, „und dann Sie.“

„So, Sie wollen mich verprügeln, wirklich?“ der rothaarige Mann duckte sich schnell.

Was nun folgte, war kein erfreulicher Anblick, man mußte denn ein besonderes Interesse fürs Prügeln haben. Eine Sekunde waren sie fest zusammengeballt, und etwas stieß zweimal gegen Chelwyns Kinnbacken. Er fiel zurück gegen die Kabinenwand. Er sprang wieder auf, aber Timothys Faust traf ihn auf halbem Wege, und er wußte nicht mehr, wie ihm geschah.

„Diesen Kampf habe ich gewonnen,“ rief Timothy, „und ich erkenne mir selbst zur Belohnung eine Börse mit vierhundert Pfund zu. Oder haben Sie vielleicht auch noch ein Interesse an diesem Verfahren, Brown?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte einer Ohrfeige.

Novelle von Axel Rasmussen.

Zufällig kam das Gespräch im Laufe des Abends auf den Schriftsteller Sagert, dessen Ehescheidungs-Prozess in aller Leute Mund war und unter seinem großen Bekanntenkreis ungeheurer Staub aufgewirbelt hatte.

„Offen gesagt,“ meinte die Dame des Hauses mit einem mißbilligenden Achselzucken, „ich verstehe die ganze Sache nicht. Eine so schöne Frau. Und offenbar war er doch noch richtiggehend verliebt in sie — ich konnte die beiden häufig beobachten: als wenn sie noch mitten in den Flitterwochen lebten.“

„Es heißt, Sagert habe sie geschlagen.“

„Wer behauptet das?“

„Nun, es gibt keine offiziellen Nachrichten, selbstverständlich. Aber es ist jedenfalls durchgesickert — vielleicht hat einer der Rechtsanwältle nicht ganz dichtgehalten.“

„Aus geschlossen — er war ein so zarter, feinfühligler Mensch!“

Die Herren nahmen ganz offenkundig für die Frau Partei, was die Damen ihrerseits veranlaßte, die Glaubwürdigkeit jenes C. rüchts entschieden abzustreiten.

„Nun,“ meinte die Gastgeberin mit einer abschließenden Gendbewegung, „vielleicht kann uns Herr Kalina etwas Positives sagen. Er hat ja Sagert immer ziemlich nahegestanden.“

Herrwarth Kalina zündete sich nachdenklich und sorgfältig eine Zigarette an — er lächelte zurückhaltend, flüchtig.

„Ich weiß über die Sache nicht mehr als Sie alle, meine Herrschaften. In die Intimitäten dieser Ehe bin ich von keiner der beiden Parteien jemals eingeweiht worden. Und im übrigen ist Ihnen ja bekannt, daß derartige Prozesse unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt werden.“

„Ja, aber Sie werden sich doch ein Bild machen können, ob die Behauptung überhaupt irgend eine Grundlage haben kann.“

„Ich halte es durchaus für möglich.“

„Wirklich — dieser sensible, sanfte Mensch . . .?“

„Trotzdem!“

„Schrecklich, wie ein Mann sich soweit vergessen kann, eine Frau zu mißhandeln . . .!“

Jetzt war die Entrüstung allgemein, auch die Damen ergriffen die Partei der Frau, die offenbar einem Barbaren, einem brutalen Kerl, einem Sadisten in die Hände gefallen war.

Wie man sich doch täuschen kann — niemand hätte das Sagert im Ernst zugestimmt. Aber man lernt nie aus — Menschenkenntnis ist offenbar die schwerste aller Wissenschaften.“

„Das hat doch mit Menschenkenntnis nicht das geringste zu tun — und braucht gar nicht der Ausschluß besonderer Robeit zu sein,“ jagte Kalina sehr ruhig. „Es gibt eben seelische Erschütterungen, denen gegenüber ein Schlag die einzige mögliche Reaktion ist.“

Er blickte mit halbem Lächeln die Hausfrau an und spreizte zugleich nachlässig und demonstrativ seine schmalen, gepflegten, feingliedrigen Hände.

„Wollen Sie mir glauben,“ fuhr er fort, „daß ich selbst auch mit diesen meinen Händen eine Frau geohrfeigt habe, daß ihr das Blut aus Nase und Mund sprang? Eine Frau, die eher jünger war als Frau Sagert, und zarter, gebrechlicher und bestimmt noch viel, viel schöner?“

„Sie scherzen,“ warf seine Nachbarin ein und sah ihn mit schlecht verhehlter Neugier an. „Sie wollen uns gruseln machen, uns Angst einjagen.“ Sie lächelte nervös.

„Gar nicht, meine Gnädigste. Es ist mein voller Ernst. Und wenn Sie die Geschichte hören würden — ich glaube, Sie alle, meine Herrschaften, würden mich verstehen. Es kommt eben immer nicht so sehr auf unsere Handlungen, als auf die M o t i v e unserer Handlungsweise an.“

„Erzählen, erzählen,“ hieß es nun allgemein, und man rüdte dicht an den Kleinen, runden Tisch zusammen.“

„Es ist eine kurze Geschichte,“ jagte Kalina und nahm einen Schluck Tee, ehe er sich bequem zurücklehnte und anfang. „Ich werde Ihre Geduld nicht allzu lange mißbrauchen.“

„Einige von Ihnen, meine Herren, werden sich gewiß noch an den Bildhauer Bringaisen erinnern. Einige mögen ihn auch persönlich gekannt haben, mehr oder minder flüchtig. Er hat mal eine nicht unbeachtete Rolle hier gespielt, in der für Kunst interessierten Gesellschaft. Man hielt ihn für eine werdende Berühmtheit, zumal er zweifellos eine große, das Durchschnittsmaß weit überragende Begabung besaß, und er wurde viel hoffiert.“

Das nebenbei. Diejenigen von Ihnen, die ihn kannten, werden sich entsinnen, daß er vor etwa acht Jahren starb — plötzlich, durch Selbstmord. Es war ein vollkommenes Rätsel. Keiner ahnte die Beweggründe dieses Freitodes; auch ich nicht, trotzdem ich mich rühmen durfte, sein bester Freund zu sein, von allen seinen männlichen Bekannten und Kameraden seinem Herzen am nächsten zu stehen.“

Wir alle, erschüttert und traurig, zerbrachen uns vergeblich die Köpfe. Wohlhabend, wenn nicht reich, ferngesund, am Anfang einer voraussichtlich glänzenden Laufbahn, ohne Anhang, ohne Familie, mit nicht mehr Feinden als zur Erhaltung des seelischen Gleichgewichts nötig ist, ließ sich wirklich nicht einsehen, was ihn zu diesem verzweifeltsten Schritt hätte veranlassen können.“

Auch ich, wie gesagt, tappte vollständig im Dunkeln, zumal die polizeiliche Durchsuchung seiner Wohnung nicht den geringsten

Anhaltspunkt gab. Offenbar hatte er sämtliche etwa in Betracht kommende Schriftkühle vorher sorgfältig vernichtet.

Es gab ein großes Trauergefolge — ich sagte wohl schon, daß Bringaisen bei Lebzeiten sehr viele Freunde gehabt hat. Unter den Leidtragenden bemerkte ich auch ein Ehepaar — die beiden leben noch, so muß ich bitten, den Familiennamen verschweigen zu dürfen —, in dessen Hause mein Freund und ich seit Jahr und Tag als gern gesehene Gäste häufig verkehrt hatten. Für die Frau hatte ich eine etwas schwärmerische Neigung, hatte mir aber immer große Zurückhaltung auferlegt, einerseits aus Achtung für den Gatten, den ich sehr hochschätzte, andererseits weil ich zu bemerken glaubte, daß die Frau — nennen wir sie Luzie — Bringaisen besondere Sympathie entgegenbrachte.

Dieses Ehepaar lud mich und einige andere Freunde des Hauses ein, den Abend bei ihnen zu verbringen. Da ich durch das jähe Ende meines Freundes somieso ein wenig aus der seelischen Balance geraten war und ein leises Grauen vor dem Alleinsein empfand, so nahm ich dankend an. Mir fiel, während ich mich flüsternd mit dem Ehepaar unterhielt, zwar auf, daß Frau Luzie heute besonders blaß aussah, aber ich schrieb das ihrem Schmerz über den Heimgang Bringaisens zu — und sie wurde mir dadurch nur doppelt sympathisch und verehrungswürdig.

Nach Beendigung der Trauerfeier mußte ich noch nach Hause, um mich zum Abend umzukleiden. Da lag ein Brief, durch einen Unbekannten bestellt. Ich kannte die Handschrift — dieser Brief stammte von Bringaisen. Er hatte ihn offenbar kurz vor seinem Ende geschrieben. Es waren nur ein paar Zeilen. In gefassten, fast heiteren Worten gestand er mir, daß er und Frau Luzie in rettungsloser Liebe zueinander verfallen seien. Da aus Gründen, die er nicht auseinanderzusetzen vermöge, eine Vereinigung auf Erden nicht möglich sei, so haben sie beschlossen, gemeinsam in den Tod zu gehen. Aus Rücksicht auf den Gatten werde jeder in seiner Wohnung den letzten, dunklen Schritt tun, aber am selben Tage, zur selben Stunde. Er sterbe froh und beglückt, in der festen Zuversicht, daß ihrer Liebe in einem überirdischen Reiche, jenseits der Grenze dieses Lebens, jene Erfüllung blühen werde, die ihnen das Schicksal auf Erden versagte.

Das ungefähr war der Inhalt eines Briefes, geschrieben von einer Hand, die nun bereits im Grabe lag. Ich gestehe, diese Mitteilung traf mich wie ein Stich, wie ein eiskalter, tiefer Schnitt. Minuten hindurch konnte ich keinen halbwegs vernünftigen Gedanken fassen. Dann war ich lange Zeit unschlüssig, ob ich der Einladung des Ehepaars noch Folge leisten sollte. Immer sah ich das zwar blaße, aber durchaus gefasste und ruhige Gesicht Luzies vor mir.

Endlich raffte ich mich auf. Jemand etwas trieb mich an, doch hinzugehen. Vielleicht glaubte ich, ein Geheimnis zu lüften, das sich mir bisher noch verbarg. Auf dem Wege wurde ich ruhiger. Ich fragte mich nicht, ob es recht sei, einen zweiten Menschen mit in den Tod nehmen zu wollen — ich fragte mich nur, aus welchem Grunde Luzie das Versprechen gebrochen haben mochte, das sie dem jetzt Toten doch gegeben haben mußte. Und kam schließlich zu dem einfachsten, natürlichsten Schluß: sie hat es tun wollen, aber als sie Ernst machen wollte, verlagte ihre Kraft. Sie hatte ganz einfach Angst, hatte ihre Energie überschätzt.

Diese Erkenntnis wirkte befreiend und beruhigend auf mich. Gewiß, so war es gewesen. Und niemand, und wenigstens eine Frau, kann vorher wissen, wie sie sich halten wird, wenn es heißt, dem Tod ins Angesicht zu sehen.

Sie war leistungsfähig gewesen und vielleicht feige — aber nicht schlecht, sagte ich mir. Und sie ist genug gestraft, da sie nun ein Leben lang an der Reue über dieses überreite Versprechen krankt wird. Dies Bewußtsein bewirkte, daß ich die Wohnung des Ehepaars schließlich ruhiger betrat, als ich vor einer halben Stunde für möglich gehalten hätte.

Ich fand die wenigen außer mir geladenen Gäste bereits zugegen, und es herrschte beim Abendessen eine stille, etwas nachdenkliche und wehmütige Stimmung. Ich beobachtete Luzie sehr genau, sie war noch immer etwas blässer als gewöhnlich, aber im ganzen beherrschte sie sich fabelhaft. Ich stellte mir vor, welche Gefühle — Reue, Scham, Verzweiflung — ihr Inneres zerreißten mußten, und diese Ueberzeugung erweckte ein mit leiser Verriedigung seltsam gemischtes Mitleid. Daß sie litt um ihres — doch vielleicht überwiegend durch ihre Schuld — toten Liebsten willen, der mein bester Freund gewesen war, schien mir gerecht. Aber ich glaube, sie rüdte mir näher, weil sie litt.

Nach dem Abendessen saßen wir trinkend und rauchend beisammen, und unser aller Stimmung wurde allmählich freundlicher und gelöster. Der Hausherr sprach einige warme Worte des Nachrufs auf den Dahingegangenen. Wir leerten stehend unsere Gläser — die Hand Luzies zitterte nicht.

Gegen zehn Uhr wurde unser Gastgeber — sagte ich schon, daß er Arzt war — plötzlich abgerufen zu einem auswärtigen Patienten. Er sagte, er würde kaum vor dem kommenden Morgen zurückkommen, lud aber zugleich uns alle so liebenswürdig ein, seiner Frau noch ein Stündchen Gesellschaft zu leisten, daß wir dieser Aufforderung nicht zu widerstehen vermochten.

Aber endlich brach man auf. Scherzend, lachend, heiter — der Wein, dem wir alle ziemlich eifrig zugesprochen hatten, offenbarte jetzt seine Wirkung. Ach aina als letzter — immer

nach unentschieden, ob ich nicht mit Luzie über den Brief Briefens sprechen sollte. Das Mädchen war schon zu weit geschickt worden, Frau Luzie geleitete mich heraus. In einer halbdunklen Nische des Vorflurs schlang sie plötzlich ihre Arme um meinen Nacken, ihre Lippen brannten auf meinem Mund, feucht und lockend schimmerten ihre Augen.

„Bleibe hier,“ flüsterte sie und deutete mit einer Bewegung des Kopfes nach der Tür, hinter der ich ihr Schlafzimmer wußte. Ich sah sie an — es war mir, als ob ich träumte. Neben ihrem Kopfe sah ich plötzlich das blasse Haupt des Toten, mit dem kleinen dunklen Loch in der Stirn. Der Brief in meiner Tasche brannte mich wie eine Wunde. Und da — ja, da — es zuckte in meinem Arm, ich konnte nicht widerstehen und schlug ihr . . . nicht mit der flachen Hand, sondern mit der geballten Faust mitten ins Gesicht, daß sie taumelte. Als müßte ich ein ekelhaftes und böses Tier abwehren.“

Kalina schwieg — keiner sagte ein Wort. Nach einer kurzen Pause, während der er eine neue Zigarette anzündete, setzte er mit fester Stimme hinzu:

„Und es war recht . . .!“

Neue Mark-Twain-Anekdoten.

Als Mark Twain noch Redakteur am „Bellenden Kriegsruf des Westens“ war, hatte er unter anderem auch das Amt des „Briefkastenontfels“ zu beorgen. Einmal schrieb ihm eine Frau: „Geehrte Hören. In ihrer Zeitung läsend wie gutt Fisch für Verstant is, frage ich ahn, welcher Fisch am bästen is.“

Mark Twain antwortete: „Geehrte Frau, ich würde Ihnen raten, es mit einigen Walfischen zu versuchen. Ich hoffe, daß ein Duzend genügen wird.“

Die Stadt Milwaukee gab Mark Twain zu Ehren ein Festessen. Einer der Redner, ein gewisser Tunderwood, Professor an der Harvard-Universität, verglich den Dichter in durchaus großzügiger Weise mit Homer, Mabelais und Shakespeare.

Mark Twain erhob sich zu einer Dankrede und begann: „Mein verehrter Herr Vorredner, der als Literatur-Professor sicher die Wahrheit gesagt hat, hat mich soeben mit Homer, Mabelais und Shakespeare verglichen. Der Vergleich ist nicht übel gewägt. Denn sehen Sie: Homer ist tot, Mabelais ist tot, Shakespeare ist tot — und ich fühle mich auch nicht mehr recht wohl . . .!“

Es ist bekannt, daß Mark Twain, wenn er sich seine grotesken Witze ausdachte, sehr zerstreut war. Eines Tages ging er in Newyork in Gedanken versunken den Broadway hinauf. Vor sich sah er einen Mann gehen, der unter dem Arm eine Wanduhr trug. Der Mann blieb stehen, anscheinend um mit der Straßenbahn zu fahren. Mark blieb auch stehen, denn er hatte die gleiche Absicht. Da bemerkte er, daß der Mann einen Blick auf das Ziffernblatt seiner Wanduhr warf. Das fiel ihm auf, und er sagte zu jenem: „Mein Gott, lieber Mann, haben Sie keine Taschenuhr?“

Mark Twain hatte sich ein wunderschönes Haus bauen lassen und ging eines Tages auf der Straße vor diesem Hause spazieren, eine dicke Felix-Brazil rauchend und im übrigen alle Wonnen eines neugebauten Hausbesitzers genießend.

Da trat ein feierlich aussehender, ihm unbekannter Herr auf ihn zu und hielt ihm eine Plakette vor die Augen, auf welcher geschrieben stand: Weg mit den die Volksgesundheit zerstörenden Giffen!

Dann stellte er ein kleines Examen mit Mark Twain an und bekam dabei nach Lösung mehrerer Rechenexempel heraus, daß Mark in seinem langen Leben schon 50 000 Zigarren geraucht habe.

„Sehen Sie“, sagte der feierliche Herr, „wenn Sie nun diese fünfzig Jahre nicht geraucht hätten und sorgsam Schilling auf Schilling gelegt, Zinsezinsen zu Zinsen geschlagen hätten, wissen Sie, was Ihnen heute gehören würde?“

„Nein!“

„Jenes schöne, wundervolle Haus da!“

„Gehört Ihnen denn dieses Haus“, erwidert Mark Twain.

„Nein“, sagte der Examinator.

„Aber mir!“ — erklärte Mark Twain.

Mark Twain ging oft in eine benachbarte Kirche, in der der Pastor D. Keefe, ein gebürtiger Ire, seine originellen, mit echt irischem Witz gewürzten Predigten hielt. Man sagt sogar, Mark habe dem Iren manchen humoristischen Kunstkniff abgelauscht.

„Ich wundere mich stets darüber“, sagte der Pastor einmal zu Mark Twain, „daß Sie es fertig bringen, in meiner Kirche zu sitzen, wo Sie dabei doch Ihren geliebten Glimmstengel entbehren müssen.“

„Aber ich rauche ja stets in der Kirche“, erwiderte Mark.

„Nicht möglich!“ staunte der Pastor.

„Doch, doch!“ sagte Mark, „ich genieße stets meine Kirchengigarre!“

„Ei, das habe ich noch nie bemerkt!“

„Können Sie auch nicht!“ triumpfierte Mark. „Weil die Kirchengigarre nämlich ein tüchtiges Stückchen Kautabak ist, das ich in der Kirche stets im Munde wälze. Denn sonst halte ich es in der trockenen Kirchenluft nicht aus.“

Man sprach in der Gesellschaft über brotlose, dilettantische Klünfte, die nichts wert seien, sondern vielmehr, wie z. B. ungeschultes Singen, eine Plage der Menschheit.

„Sagen Sie nichts über das Singen“, meinte darauf Mark Twain, „mein Gesang hat mir einmal das Leben gerettet.“

„Erzählen!“ hieß es.

Auf einer Vortragsreise durch den Westen weilte ich in Denver. Eines Nachmittags begann ich in meinem Hotelzimmer in fröhlicher Stimmung alle Lieder hinauszuschmeltern, die ich wußte. Während ich im besten Singen war, kam der Kellerer zu mir und richtete die Bestellung meines Zimmernachbarn aus, eines reisenden, als Revolverheld bekannten Viehhändlers. Wenn ich noch einen Ton von mir gäbe, ließ er mir sagen, wäre ich im nächsten Moment eine Leiche. Na, kurz und gut, es kam so, daß ich sofort mit dem Singen aufhörte, so daß auf diese Weise mein Gesang mir das Leben rettete.“

Aus unserem Raritätenkasten.

199.

Schon seit langem hat man beobachtet, daß das Vorhandensein von Erzlagern durch bestimmte Pflanzen angezeigt wird. Der Strauch *Amorpha canescens* dient in Michigan und in Wisconsin als Leitpflanze für Bleiglanzlager, während in Missouri die Familie des Giftpflanzens (*Rhus toxicodendron*) als Bleipflanze bekannt ist. Uebrigens, wenn wir nach Europa zurückblicken: In Oberschlesien, Weistalen und Belgien deutet das sogenannte Galmei-Weilchen auf Galmeilager. Bei Siegen ist ein Eisenerzlager auf weite Strecken dadurch gekennzeichnet, daß der Boden mit Birken bestanden ist, während sonst die ganze Gegend nur Eichen und Buchen aufweist.

200.

Die kanadische Eisenbahn teilt ihren Reisenden drahtlos neue Nachrichten mit.

201.

Die Kalkschale des Vogeleies ist nicht nur eine Schutzborrichtung für den Embryo, sondern sie liefert diesem auch den zur Entwicklung notwendigen Kalk. Wie die neuesten Forschungen zeigen, nimmt vom 11. Tage an der Kalkgehalt des bebrüteten Hühnerettes zu. Die tägliche Steigerung des Kalkgehaltes beträgt vom 15. Tage an 0,02 Gr. Auch der Kalkgehalt der Eimembran nimmt ständig zu. Die Auflösung des Kalkes wird aller Wahrscheinlichkeit nach durch die bei der Bebrütung freiwerdenden Kohlensäure und Wassermengen verursacht. Schalenlose Eier enthalten mehr Kalk, als zur Entwicklung des Embryos gebraucht wird.

202.

China hat die ausgedehntesten Kohlenfelder der Welt.

203.

England verbraucht beinahe die Hälfte der Teerproduktion der Welt.

204.

Seit dem Jahre 1898, in dem Frau Curie das Radium entdeckt hat, sind in der ganzen Welt noch nicht 250 Gramm von diesem Element produziert worden.

205.

Leipzig ist der größte Handelsplatz für Felle, an zweiter Stelle steht Nischni-Nowgorod, an dritter London.

206.

In Alaska wird eingefrorene Meerkatzenmilch in Blöcken verkauft.

207.

Der berühmte tausendjährige Rosenstock am Dom zu Hildesheim wird bereits im 11. Jahrhundert erwähnt.

208.

Die Haut des erwachsenen Menschen wiegt etwa 20 Pfund.

209.

Im Britischen Museum sind dreißig Angestellte nur zu dem Zweck da, die über drei Millionen Bücher enthaltende Bibliothek zu säubern.

210.

Estimos bringen es ohne weiteres fertig, drei Liter Branntwein an einem Tage zu trinken.

211.

In Norwegen dürfen Mädchen erst dann standesamtlich geheiratet werden wenn sie ein Zeugnis vorweisen können, aus dem herbergeht, daß sie richtig lachen können.

Fröhliche Ecke.

Die verkannte Studie. Frau (in der Ausstellung vor der Studie eines Bettlerporträts): „So eine Unberschämtheit! Auf der Straße bittet so ein Mensch um einen Sechser, — und hier läßt er sich großartig in Del malen.“

Die Waschmaschine. Ein rheinischer Bauer brachte seiner Frau als Geburtstagsgeschenk aus Köln eine Waschmaschine auf dem Planwagen mit nach Hause. Stolz läßt er die Maschine abladen, tritt zu seiner Frau in die Stube und sagt: „Ich hann dir zum Jebootstag in Kölle 'n Waschmaschin jekauft. Drauße steht se.“

Die Frau sieht hinaus und antwortet ihrem Mann bann: „Du bis knatsched. Kläubst du, dat ich mich dadrin jeke?“